



**Forschungszentrum Religion and
Transformation in Contemporary Society
(RaT)**

Univ.-Prof. DDr. Kurt Appel
Universität Wien
Schenkenstraße 8-10
A- 1010 Wien
kurt.appel@univie.ac.at
Tel: +43-664-60277-30302

<http://www.religionandtransformation.at>

Gutachten

Wien, 10. Jänner 2020

Pauline Müller, *Subjektkonstitution und Erinnerung in Walter Benjamins Berliner Kindheit um 1900 anhand der Stücke „Die Mummerehlen“ und „Verstecke“*, Wien 2020.

Die Masterarbeit von Pauline Müller (M.) stellt die Frage nach der Konstitution des Subjekts. Zur Entfaltung dieser Fragestellung und möglichen Aufnahmen (von „Lösungen“ sollte in diesem Zusammenhang, wie auch die Arbeit zeigt, nicht gesprochen werden) und Weiterführungen wählt sie eine im Vergleich eher vernachlässigte Schrift von Walter Benjamin, nämlich die „Berliner Kindheit“ und da wieder zwei Abschnitte, nämlich die „Mummerehlen“ und die „Verstecke“.

Vor diesem Hintergrund konkretisiert sich die Frage der Arbeit dahingehend, wie Subjektkonstitution und Erinnerung in Walter Benjamins Berliner Kindheit zusammenhängen. Die Wahl Benjamins für die Erörterung dieser Frage verdankt sich der Verbindung von Subjektkonstitution mit dem Phänomen der Erinnerung und der Sprache als Mimesis; diese Phänomene stehen metaphysischen, transzendentalphilosophischen und analytischen Konzepten, die von einer fixierbaren Ich-Essenz, der Selbstreflexion oder der Sprache als Repräsentationssystem ausgehen, entgegen. Dass innerhalb Benjamins Schriften die Wahl auf die Berliner Kindheit fällt, kann als sehr geglückte Entscheidung aufgefasst werden, da diese Schrift erstens auf ganz spezielle Weise mit Erinnerungen und den mimetischen Charakter der Sprache umgeht und zweitens, weil sie seit kurzem in einer kritischen Edition vorliegt, die manche Zusammenhänge, Änderungen und Streichungen besonders deutlich machen. Da permanentes Umarbeiten, Durchkreuzen und Rekonfigurieren wiederum nicht nur eine essentielle Form benjaminschen Philosophierens ist, sondern bestimmte Weichenstellungen, die Benjamin in seiner Sprach- und Erinnerungsauffassung vornimmt, noch deutlicher machen und gleichsam versinnbildlichen (permanentes Scheitern unmittelbarer Repräsentationen bzw. der Gebrauch von Worten als durchzustreichende Masken, um „sich“ zu verbergen), kann man den Kairos der Arbeit als ausgesprochen geglückt ansehen.

Inhaltlich beginnt die Arbeit nach einleitenden Überlegungen, die die Fragestellung transparent machen, mit einer Darstellung der verwickelten Editions-geschichte der Berliner Kindheit – auch in ihrem Verhältnis zur Berliner Chronik, die der „Kindheit“ voranging, ohne selber veröffentlicht werden zu wollen. Letztere wird zum Gegenstand des dritten Kapitels, was insofern Sinn macht, als sie in gewisser Hinsicht das Experimentierfeld der Berliner Kindheit darstellt. So konfrontiert die Chronik schon mit der Schwierigkeit „Ich“ zu sagen und benutzt gewissermaßen experimentell die „Man-Form“. Dahinter steht die ganz grundsätzliche Frage nach dem ontologischen Status der Vergangenheit und ihrer Beziehung zur (Selbst-)Gegenwart. Die Vergangenheit ist nämlich gerade nicht eine vergangene Gegenwärtigkeit, die zurückgeholt werden kann, sondern manifestiert sich im Scheitern des Ich, sich als Kontinuum seiner Erinnerungen, die (re-)präsentiert werden könnten, zu konstituieren. Interessant ist ein Aspekt, der das erste Mal in der „Chronik“ auftaucht, später aber auch die „Kindheit“ prägen wird, nämlich jener der „Impfung“. Diese soll, wie M. schreibt, das Vergangene „bannen, [damit] das Gefühl der Sehnsucht nicht die Oberhand gewinnt“ (27). Bereits an dieser Stelle wird ersichtlich, dass es nicht um das Wiederbringen der Vergangenheit, d.h. um das Evozieren vergangener Geschichten geht, in die man Eintauchen könnte oder die das Subjekt in seiner Identität stärken sollen: Vielmehr konstituiert sich das Subjekt gerade in der Befremdlichkeit des Vergangenen und der damit einhergehenden Versetzung aus den eigenen Repräsentationen. Bereits hier deutet sich eine Hauptthese der Arbeit an: Das Subjekt ist nicht chronologisch konstituiert und auch nicht durch den Fundus an Geschichten, den es sich zu eigen macht, sondern ihm waltet ein Anachronismus inne, eine Ungleichzeitigkeit sowohl mit der begegnenden als auch mit der erinnerten Welt als auch mit sich selbst, die positiv neue Verflochtenheiten und Begegnungen über zeitliche Identitäten hinweg schaffen kann. Gerade weil das Subjekt damit auch aus sich herausgetreten ist, vermag es Offenheit zu sein für gesellschaftliche Perspektiven. Auf diese Weise kann sich die autobiographische Perspektive des Ichs vom chronologischen Zeitfluss hin zur topologischen Perspektive verschieben, an der Orte – die nie dem Subjekt alleine gehören – zu Trägern von gesellschaftlich imprägnierten Erinnerungen werden.

Bevor sich die Arbeit im fünften Kapitel der Berliner Kindheit zuwendet, wird ein Kapitel über die Sprachphilosophie Benjamins eingeschaltet. Dies ist deshalb bedeutsam, weil neben der Erinnerung der Sprache überragende Bedeutung für die Subjekt-konstitution innewohnt. Beide kommen darin zusammen, dass sie nicht in einem Repräsentationsverhältnis zu ihrer Wirklichkeit stehen: Genauso wenig wie die Erinnerung Vergangenheit wiederbringt, bildet die Sprache eine außersprachliche Wirklichkeit ab. Vielmehr vermag sich der Mensch gerade mittels der Sprache von der unmittelbaren Wirklichkeit zu lösen und damit auch in einen nicht instrumentellen Gebrauch der Sprache einzutreten, in dem diese das Vehikel für den eigenen Selbsterhalt wäre. Man könnte gegen einer denotativen Sprachauffassung festhalten, dass die Sprache eine Neuschöpfung der Welt beinhaltet, dass sie als Zeichensystem von auf einander

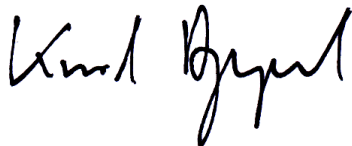
verweisenden Verweisen diese immer neu gestalten und konfigurieren kann. Eine besondere Bedeutung kommt dem Gedanken der „Mimesis“, der Nachahmung zu. M. zitiert zurecht (56) aus dem Artikel Benjamins „Lehre vom Ähnlichen“: „Wo früher Ähnlichkeiten erkannt wurden, können sie heute nicht einmal mehr geahnt werden“ (Benjamin, Gesammelte Schriften II 205, Suhrkamp 52014). Diese unähnlichen Ähnlichkeiten – unähnlich deshalb, weil keine unmittelbare Repräsentation erfolgt – ergeben sich zunächst einmal aus der Verweisstruktur des Zeichens selber, welches sich quasi im anderen Zeichen fortsetzt, dann darin, dass, wie besonders in der Berliner Kindheit ersichtlich wird, der Mensch (oder vielleicht besser: das Kind, welches nicht einfach ein Mensch in Miniformat ist) in die Rolle verschiedenster Signifikanten (beim Spiel kann es zur Lokomotive etc. werden) eintauchen kann, wenn es Kontexte verlangen und Situationen übertragen werden. Besonders wichtig ist aber auch der onomatopoetische Charakter der Sprache: Worte spielen mit dem Bezeichneten und ahmen es nach und kreieren auf diese Weise eine eigene spielerische Lautwelt, die sich wiederum mit je neuen Orten und Situationen verbinden kann, ohne doch angeeignet zu werden.

Das fünfte Kapitel der Arbeit widmet sich der Berliner Kindheit, in der viele der bisher aufgeworfenen Fäden zusammenlaufen. Zentral gestaltet sich der Gedanke, dass das Selbst gerade an der Vergangenheit eine Entfremdung von sich selbst erfährt, die letztlich ein Scheitern des Selbst- und Weltbezugs herbeiführt, in dem aber paradoxerweise sich das Subjekt konstituiert. M. wählt für ihre Darstellung zwei Abschnitte aus der Berliner Kindheit aus, die eine Verfremdung bereits dadurch erzielen, dass sie aus der Perspektive eines Kindes geschrieben sind, nämlich (wie bereits erwähnt) die Mummerehlen und die Verstecke. Diese Auswahl, obwohl nicht explizit begründet, ist doch zwei entscheidenden Fragestellungen der Arbeit geschuldet: Im ersten der beiden Stücke, den Mummerehlen (Verballhornung von Muhme/Tante Rehlen) geht es darum, wie Worte, von ihren Repräsentationen getrennt, Zugang zu vorrepräsentativen Formen der Welt(be)deutung eröffnen können und dabei ganz neue Assoziationsketten frei werden, die auch dem Erinnernden momenthaft ein Eintauchen in ein anachronistisches Spiel ermöglichen (wenn er sich auf diese Assoziationen noch einzulassen vermag). Die zweite Erzählung „Verstecke“ zeigt paradigmatisch auf, wie beim Kind die Grenze zwischen Versteck und Verstecktem verschwimmt: Damit eröffnet sich dem Kind nicht nur die Welt des Verstecks auch als symbolischer Fluchtort, vielmehr zeigt sich darin auch, wie dem Erwachsenen der Zugang zur eigenen Kindheit verwehrt ist (vgl. 77). Ganz grundsätzlich wird man festhalten können, dass das Subjekt um unzugängliche „Verstecke“ und Welten strukturiert ist, deren Vergangenheit gerade bedeutet, dass sie keiner bestimmten Zeit zuzuordnen sind und gewissermaßen das mythische Fundament der Sprache (bzw. des sprechenden Menschen) ausmachen.

Der letzte Abschnitt „Schlussgedanken – Worte als Masken“ fasst die entscheidenden Gedankenschritte der Arbeit noch einmal zusammen: Subjektwerdung durch Entfremdung der Bilder und Repräsentationen und damit von Zeiten, Orten und vom Selbst; die Subjektwerdung mittels einer „gescheiterten Verortung

in einem schwebenden und anachronistischem Zustand zwischen Vergangenheit und Zukunft“ (82); das Subjekt als (Nicht-)Ort einer permanenten Übersetzung (im doppelten Sinne: Übertragung und Überschreitung) von Zeiten und Verweisen und auch die Subjektwerdung als Ruf von Kontexten, die es mit einer bestimmten Zeichenfunktion versehen. Ein sehr stimulierender Gedanke gibt dem letzten Abschnitt den Titel, nämlich der Gedanke der „Worte als Masken, hinter denen das >Ich< sich zu verstecken scheint“ (82). Damit ist nach Benjamin jenseits einer denotativen Sprachfunktion die unendliche Möglichkeit von Kontexten und Signifikationen aufgezeigt, die in dem Augenblick verschwindet (oder nur mehr das Befremdliche der Kindheit als Ausweg lässt), wo das Ich hinter der Maske festgelegt werden soll.

Die Arbeit zeigt eine eigenständige und sehr gründliche Beschäftigung mit Walter Benjamins Philosophie im Allgemeinen und der Berliner Kindheit samt den damit verbundenen Fragekomplexen im Besonderen. Die Interpretationen ergeben ein äußerst anregendes Kaleidoskop von Zugängen zur Subjektphilosophie bzw. überhaupt zur philosophischen Methodik Benjamins. Der vergleichsweise etwas schwächere Teil betrifft die Ausführungen zur Sprachphilosophie, wo wichtige Punkte, wie etwa das Verhältnis von magischer und semiotischer Zeichenlektüre etwas unklar bleiben. Insgesamt aber kann die vorliegende Masterarbeit mit großem Gewinn gelesen werden und „man“ bekommt Einblicke in Gedanken Benjamins, die die große Aktualität dieses Denkers für Kunst, Philosophie, Religion etc. anzeigen.



Univ.-Prof. DDr. Kurt Appel